

Über einige notwendige Differenzierungen im Begriff des Krieges. Ein politiktheoretischer Einwand gegen den Ansatz von Bernhard Taureck

Herfried Münkler

1. Thukydides vs. Johannes von Patmos

Kann man über Krieg nachdenken, ohne sogleich zu unterscheiden zwischen einem Krieg, den ein Staat führt, einem Krieg zumal, den dieser Staat bzw. seine Regierung – aus welchen Gründen – auch immer von sich aus und ohne dazu gezwungen worden zu sein begonnen hat, und einem Krieg, mit dem ein Land überzogen wird, ohne dass dessen Regierung und die in diesem Land lebenden Menschen dies gewollt haben? Zugegeben: diese Gegenüberstellung von Angriffs- und Verteidigungskrieg zeichnet zwei Idealtypen des Krieges, die so klar und eindeutig in der politischen Realität selten anzutreffen sind. Das ändert jedoch nichts daran, dass wir auf diese Idealtypen angewiesen sind, um die Mischungsverhältnisse in den realen Kriegen beobachten und beschreiben zu können. Die Analyse dieser Mischungsverhältnisse, ihrer Vorgeschichte, der Ausgangslage und deren Veränderung im Verlauf eines Krieges ist Sache der Völkerrechtler und Politikwissenschaftler; die Philosophie hingegen, die es wesentlich mit Begriffen und Normen zu tun hat, ist für die theoretische Pflege der Idealtypen verantwortlich. Umso befremdlicher ist es, dass Bernhard Taureck nicht mit dieser Zentralunterscheidung im Begriff des Krieges beginnt oder zumindest bei ihr endet.

Das ist umso erstaunlicher, als einige der Beispiele, mit denen Taureck arbeitet, durch die Unterscheidung zwischen Angriffs- und Verteidigungskrieg gekennzeichnet sind. Der bei Thukydides überlieferte berühmte Dialog zwischen Athenern und Meliern ist in seiner gesamten Argumentationsstruktur ohne diese Unterscheidung nicht zu verstehen, und die furchtbaren Kriege, die der Verfasser der Offenbarung, ein Johannes, der auf Patmos eine große Vision der Zukunft gehabt haben will und sie als un-

mittelbar bevorstehende Ereignisse beschrieben hat, sind Rachephantasien eines politisch Ohnmächtigen, die sich gegen das nach Belieben agierende *Imperium Romanum* richten, das mit Kriegsgewalt gerade dem jüdischen Staat ein Ende gemacht hat und dann auch zu einer weitreichenden Verfolgung der Christen übergegangen ist. Die exzessiven Vernichtungsphantasien, denen sich der Verfasser der Johannes-Offenbarung hingibt, begründen sich auf der Vorstellung, man sei das Opfer römischer Imperialpolitik. Man muss schon eine starke Vorstellung von Schuld und Unschuld haben, um die Niederschlagung eines antirömischen Aufstands und die Verfolgung der Anhänger Jesu durch Rom zum Anlass zu nehmen, die Vernichtung des gesamten Erdkreises und die Tötung aller Lebewesen darinnen als Strafe dafür zu imaginieren.¹

Im Melier-Dialog wie in der Johannesoffenbarung wird die andere Seite der Gegenüberstellung von Angriffs- und Verteidigungskrieg sichtbar: nämlich der Anspruch derer, die sich als Opfer eines Angriffskrieges oder gewaltssamer Unterdrückung sehen, auf Gerechtigkeit, auf Rache oder zumindest Vergeltung. Lassen wir zunächst dahingestellt, ob es sich dabei um zutreffende Beschreibungen oder ideologisierte Selbstrechtfertigungen handelt: Neben der „von außen“ herangetragenen Evaluation des Geschehens seitens der Juristen und Politikwissenschaftler gibt es also noch die Binnenperspektive der Akteure, in der diese sich in einer bestimmten Rolle imaginieren und diese dann für ihr weiteres Handeln als Legitimation von tatsächlichem oder bloß imaginiertem Gegenhandeln übernehmen. Zur idealtypischen Unterscheidung zwischen Angriffs- und Verteidigungskrieg kommt also noch die Darstellung der eigenen Sichtweise durch die beteiligten Kriegsakteure hinzu, die, wie im Melierdialog, von der kühlen Sachlichkeit des politischen Abwägens geprägt oder, wie in der Johannesoffenbarung, eine einzige exzessive Rachephantastie sein kann. Wer über Krieg und Kriege schreibt und das nicht im Auge hat, kann von beidem, dem Begriff wie der Vielfalt der Erscheinungsformen des Krieges, nur einen begrenzten Teil erfassen.

Die Beschäftigung mit dem Krieg ist immer auch (vielleicht sogar ganz wesentlich) eine Frage der Perspektive – und zwar nicht nur, ob ich den

1 Für die Deutung der apokalyptischen Reiter, der teuflischen Trinität und der Hure Babylon vgl. Otto Böcher, *Die Johannesapokalypse*, Darmstadt ³1988, S. 47ff., 76ff. und 87ff.; zu den zeitgeschichtlichen Bezügen und dem Rombild des Verfassers vgl. Elaine Pagels, *Apokalypse. Das letzte Buch der Bibel wird entschlüsselt*, München 2014, S. 9–41.

Krieg als Ganzes oder nur einzelne Schlachten in ihm betrachte und ob ich letztere „vom Feldherrnhügel“ aus oder aus der Nahperspektive eines darin Kämpfenden beschreibe,² sondern auch, ob der Verfasser der Darstellung für eine Seite Partei ergreift, womöglich Teil von ihr ist oder ob er sich bemüht, Äquidistanz zu halten und beide Seiten in möglichst fairer Weise zu Wort kommen lässt, wenn sie ihre jeweilige Sicht vortragen. Geraade in dieser Hinsicht ist die Gegenüberstellung des Melier-Dialogs und der Johannesoffenbarung aufschlussreich – nur dass Taureck das infolge seiner Fixierung auf den Begriff des Kriegs und seines schon fast zwanghaften Wegschauens von dessen Vervielfältigung in Fremd- und Selbstwahrnehmung nicht bemerkt und dementsprechend diese Möglichkeit zur Analyse von Perspektivierungen des Krieges, also zu dessen epistemologischer Differenzierung, ungenutzt lässt.

Johannes ist ein jüdischer Anhänger des Jesus von Nazareth, der nach den ersten Verfolgungen dieser kleinen Gemeinde unter Kaiser Domitian, wie er schreibt, an einem Sonntag in ekstatische Trance geraten sei, in der ihm das nahe Ende der Zeit geoffenbart wurde.³ Er schreibt aus der Sicht einer Gruppe, die sich der Übermacht Roms hilflos ausgeliefert fühlt und in Reaktion darauf das säkulare Geschehen durch ein Heilsgeschehen überblendet, in dem die römische Macht untergehen und an ihre Stelle das Himmlische Jerusalem treten wird. Er ist ganz und gar Partei und mobiliisiert die kosmische Katastrophe, um Krieg und Gewalt auf Erden, unter der die Friedliebenden leiden, für immer ein Ende zu setzen. Der von Johannes verfasste Text ist gekennzeichnet durch eine buchstäblich zu verstehende Verteufelung des Gegners und durch Bilder eines unüberbietbaren Schreckens. Das hat der Johannesoffenbarung ein periodisch wiederkehrendes Interesse verschafft, in dessen Folge diese zu einem paradigmatischen Narrativ geworden ist, einem Erzählmuster, in dem nicht nur das Ressentiment der Schwachen und Hilfslosen zum Ausdruck kommt, sondern das auch die Wahrnehmung und Klassifizierung von Kriegen in späteren Zeiten wesentlich angeleitet hat.

Die Johannesapokalypse ist zum Narrativ eines Kriegsgeschehens geworden, in dem sich der Krieg verselbständigt hat und zum Subjekt des

- 2 Dazu Herfried Münkler, „Schlachtbeschreibung: Der Krieg in Wahrnehmung und Erinnerung. Über ‚Kriegsberichterstattung‘“; in: ders., *Gewalt und Ordnung. Das Bild des Krieges im politischen Denken*, Frankfurt/M. 1992, S. 176–207.
- 3 Offenbarung 1, 10–19; dazu Pagels, *Apokalypse*, S. 12f. und Böcher, *Die Johannes-apokalypse*, S. 29–41.

Geschehens geworden ist. Das kommt unter anderem in den vier „apokalyptischen Reitern“ zum Ausdruck: Sie bringen Tod und Verderben, und es gibt keine Macht auf Erden, die sie zügeln und ihnen Grenzen setzen könnte. Aber das ist nur das eine, denn als Zweites kommt in den vier Reitern noch hinzu: dass sie nicht nur den Tod durch den Krieg, sondern auch durch Seuchen, Hunger und Teuerung mit sich bringen. Es kommt somit nicht von ungefähr, dass in der Endphase lange währender Kriege den Menschen die Bilder der Johannesoffenbarung in den Sinn gekommen sind und die Wahrnehmung und Verarbeitung des Geschehens geprägt haben.⁴ Hier wird nicht Krieg geführt von Akteuren, die Krieg als ein Mittel zur Durchsetzung ihrer Ziele einsetzen, sondern der Krieg führt sich selbst; er macht, was er will, und dabei verschlingt er auch die, die ihn zunächst entfesselt haben. Insofern sind die Bilder der Johannesoffenbarung Fundamentalkritik an einer instrumentalistischen Kriegsauffassung, gegen die geltend gemacht wird, sie sei eine bloße Selbstdäuschung. In der Einheit von Krieg und Pest, Not und Tod, für welche die vier Pferde und ihre Reiter stehen, wird hier eine Dimension des Geschehens beschworen, die über die Direktionsgewalt der Politik hinausgeht.

Taureck schließt sich dieser Sichtweise offenbar an, ohne zu bemerken, dass es sich dabei um eine spezifische Sicht auf den Krieg handelt, die *erstens* nur in einigen, keineswegs in allen Kriegen anzutreffen ist und die *zweitens* im Wesentlichen auf die Wahrnehmung des Krieges durch eine Seite bzw. in einem bestimmten Raum begrenzt ist: Aus US-amerikanischer Sicht etwa hatte die Schlussphase des Zweiten Weltkriegs keineswegs apokalyptische Züge; eher handelte es sich um die Rettung der bestehenden Welt vor dem Bösen, weswegen dieser Krieg auch als ein „guter Krieg“ ins kollektive Gedächtnis der USA eingegangen ist. Und auch aus der Perspektive Richelieus oder Ludwigs XIII. war die letzte Dekade des Dreißigjährigen Krieges (soweit sie diese noch erlebten) keineswegs ein Weltuntergang, sondern das Aufgehen ihres politischen Kalküls. Taureck mag dagegen einwenden, seit Hiroshima sei diese Unterscheidung zwischen Siegern und Besiegten obsolet geworden und auch eine territoriale Begrenzung des Kriegsgeschehens gebe es nicht mehr⁵ – doch der apokalyptische Atomkrieg hat nicht stattgefunden, und das Kriegsgesche-

4 So etwa in der letzten Dekade des Dreißigjährigen Krieges oder in Deutschland während der Endphase des Zweiten Weltkriegs.

5 Diese Vorstellung findet sich ausgearbeitet bei Günther Anders, *Endzeit und Zeitenende. Gedanken über die atomare Situation*, München 1972.

hen hat in den letzten Jahrzehnten eine Veränderung durchgemacht, durch die Kriege weit unterhalb der Nuklearschwelle weiterhin führbar sind und stattfinden⁶ – durchaus mit sehr unterschiedlicher Wahrnehmung. Wer das analysieren und erklären will, muss mit begrifflichen und typologischen Differenzierungen beginnen.

Der Gegentyp zur Wahrnehmung und Verarbeitung eines Kriegs in der Johannesoffenbarung findet sich in Thukydides' großem Werk *Der Peloponnesische Krieg*. Thukydides wurde zum Historiker dieses Krieges, nachdem er als athenischer General darin gescheitert war. Er hatte den Flottenverband zum Entsatz des belagerten Amphipolis kommandiert und war wenige Stunden zu spät gekommen, um die Kapitulation der Stadt zu verhindern. Daraufhin wurde er per Beschluss der athenischen Volksversammlung für zwanzig Jahre aus seiner Heimatstadt verbannt.⁷ Thukydides hätte sich verbittert von Athen abwenden und eine Kriegsdarstellung aus dem Geiste nachtragenden Grolls schreiben können. Genau das hat er aber nicht getan, sondern seine Verbannung aus Athen als Chance zu einer die jeweilige Sicht der Kriegsgegner berücksichtigenden Darstellung des Krieges begriffen. Er weiß, wie diffizil das ist: „Schwierig war die Auffindung der Wahrheit, weil die jeweiligen Augenzeugen nicht dasselbe über dasselbe berichten, sondern je nach Gunst oder Gedächtnis.“⁸ Das ist eine grundlegend andere Perspektive auf den Krieg als die des Verfassers der Johannesoffenbarung, und es kommt nicht von ungefähr, dass Nietzsche neben Machiavelli gerade Thukydides als Repräsentanten einer ressentimentfreien Geschichts- und Politikbetrachtung gefeiert hat.⁹ Nicht die Naherwartung der kosmischen Katastrophe als göttliche Strafe steht bei Thukydides im Zentrum der Darstellung, sondern der Anspruch, eine Ana-

6 Martin van Creveld hat in *Die Zukunft des Krieges*, München 1998, S. 17–61, den Gestaltwandel des Krieges auf die wechselseitige nukleare Drohung zurückgeführt. Zum Gestaltwandel des Krieges detailliert Herfried Münkler, *Die neuen Kriege*, Reinbek 2002, sowie ders., *Der Wandel des Krieges. Von der Symmetrie zur Asymmetrie*, Weilerswist 2006.

7 Zu Vita und Werk des Thukydides vgl. Michael Grant, *Klassiker der antiken Geschichtsschreibung*, München 1981, S. 65–107; zu den Ereignissen von Amphipolis H. D. Westlake, „Thukydides und der Fall von Amphipolis“; in: Hans Herter (Hg.), *Thukydides*, Darmstadt 1968, S. 620–648.

8 Thukydides, *Der Peloponnesische Krieg* (I, 22 3), übersetzt und herausgegeben von Helmuth Vretska und Werner Rinner, Stuttgart 2000, S. 23f.

9 Dazu ausführlich Herfried Münkler, „Analytiken der Macht: Nietzsche, Machiavelli, Thukydides“; in: Michael Th. Greven (Hg.), *Macht in der Demokratie*, Baden-Baden 1991, S. 9–44.

lyse des Geschehens vorzulegen, aus der nachfolgende Generationen etwas für ihre Entscheidungen und Handlungen lernen können, weil das beschriebene Vergangene in Zukunft „wieder einmal nach der menschlichen Natur so oder ähnlich eintreten wird“.¹⁰

In Thukydides' Darstellung wird der Krieg von den beteiligten Parteien kontrolliert geführt, und die Vorstellung, er habe sich verselbständigt, hat bei ihm keinen oder nur einen sehr beschränkten Platz.¹¹ Dementsprechend ausführlich rekonstruiert er die Entscheidungen, die von den beiden Seiten getroffen werden, und in den Reden, die er dabei über das Für und Wider einer Entscheidung halten lässt, stellt er die Motive und Ziele der Kriegsparteien dar. „Was nun in Reden beide Gegner vorgebracht haben, teils während der Vorbereitungen zum Krieg, teils im Krieg selber, davon den genauen Wortlaut im Gedächtnis zu behalten war schwierig, sowohl für mich, was ich selber anhörte, als auch für meine Zeugen, die mir von anderswo solche berichteten. Wie aber meiner Meinung nach jeder einzelne über den jeweils vorliegenden Fall am ehesten sprechen müsste, so sind die Reden wiedergegeben unter möglichst engem Anschluss an das wirklich Gesagte.“¹²

Thukydides braucht diese Reden, um die Differenz zwischen dem Beabsichtigten und Erwarteten und dem dann tatsächlich Eingetretenen darstellen zu können. Die Beobachtung dieser Differenz, die das gesamte Buch durchzieht, bringt Thukydides jedoch nicht dazu, von einer Entfesselung des Krieges zu sprechen, in deren Folge die Entfesseler zum Opfer des Krieges geworden seien, sondern es dient ihm als Material zur Schulung der politischen und strategischen Urteilskraft, und er zeigt, wie unerwartet eintretende Ereignisse (Clausewitz wird später von *Friktionen* sprechen) oder auch Abweichungen von den ursprünglichen Planungen dazu führen, dass das angestrebte Ziel verfehlt wird. Während Johannes den Blick eines gequälten und geschundenen Menschen kultiviert hat, der von seinem Gott Hilfe erwartet und diese im Vorgriff einstweilen als eine alles vernichtende Strafaktion imaginiert, blickt Thukydides den Mächtigen über die Schulter und beobachtet sie bei ihren Kalkulationen und den da-

10 Thukydides, *Der Peloponnesische Krieg* (I, 22 4), S. 24.

11 Als Ausnahme könnte die Behauptung der Athener im Dialog mit den Meliern angesehen werden, sie könnten ihre Forderungen gegenüber Melos nicht zurücknehmen, weil das auf einen Reputationsverlust der athenischen Thalassokratie hinauslaufe. Solche „Zwänge“ dürften aber für die Politik insgesamt gelten und nicht kriegsspezifisch sein.

12 Thukydides, *Der Peloponnesische Krieg* (I, 22 1), S. 23.

raus resultierenden Handlungen. Die können durchaus auch, wie er das im Fall Athens beschreibt, in die Niederlage führen, aber die politisch-militärische Katastrophe wird nicht als Strafe Gottes für den Gebrauch von Gewalt angesehen, in deren Folge den Mächtigen das widerfährt, was sie zuvor den Machtlosen angetan haben. Vielmehr wird der Weg in die Niederlage als eine Abfolge von Fehlentscheidungen und Fehlhandlungen, von Friktionen und Unvorhersehbarem begriffen, so dass die Geschichte, wenn man anders entschieden hätte, auch anders verlaufen wäre.

Das ist im Übrigen nicht ohne Folgen für das Verständnis des Melier-Dialogs und dessen von Taureck vorgeschlagene Interpretation: Perikles hatte für den Krieg gegen Sparta die strategische Defensive vorgeschlagen, bei der die Athener Zeit und Geld für sich arbeiten ließen, während die kriegsgeübten Spartaner die Entscheidungsschlacht suchten und sie nicht fanden. Sie stießen infolgedessen, so Perikles' Plan, ins Leere, verzettelten ihre Kräfte, erschöpften sie und würden zuletzt aufgeben müssen.¹³ Doch die Nachfolger des Perikles, der im zweiten Kriegsjahr einer in der Stadt grassierenden Seuche erlegen war, besaßen nicht dessen politischen Weitblick und seine strategische Klugheit, sondern ließen sich von kurzfristigen Erfolgen dazu verführen, zu einer Offensivstrategie überzugehen, die Athens Kräfte und Fähigkeiten schließlich überforderte. Um diese Entwicklung zu verstehen, bei der Perikles' Nachfolger Kleon und Alkibiades eine zentrale Rolle spielen, ist die athenische Debatte über das Schicksal Mytilenes¹⁴ wichtiger als der immer wieder beschworene Dialog zwischen Athenern und Meliern,¹⁵ und letzten Endes entscheidend ist der von der athenischen Volksversammlung gefasste Beschluss zur sizilischen Expedition.¹⁶ Während sich in der Mytilene-Debatte zuletzt die politische Vernunft durchsetzt, so ist die Entscheidung der Volksversammlung für den Angriff auf Syrakus und das Vorhaben einer Eroberung Siziliens durch eine Mischung aus Habgier und Abenteuerlust, politische Inifferenz und strategische Ahnungslosigkeit geprägt. Für Thukydides zeigt sich darin die Schwäche der Demokratie, sobald die den Stimmungen des Augenblicks folgenden Massen nicht von einem Mann geführt werden, der politischen Weitblick mit rhetorischer Überzeugungskraft verbindet, wie das bei Perikles der Fall war. Das Auseinanderfallen von politisch-

13 Ebd. (I, 141–144), S. 107–111.

14 Ebd. (II, 35–50), S. 217–231.

15 Ebd. (V, 84–115), S. 450–459.

16 Ebd. (VI, 6–42), S. 465–494.

strategischem Weitblick und rhetorischen Fähigkeiten wird für Athen zum Verhängnis.

Im Unterschied dazu ist der Melier-Dialog ein Beispiel für die Folgen semantischen Missverständnisses bei politischen Verhandlungen. Es geht um den Fortbestand der Stadt Melos und das Überleben ihrer Bürger: während die Athener darunter das physische Überleben verstehen und dementsprechende Vorschläge machen, meinen die Melier damit ihre politische Selbständigkeit und den Fortbestand ihrer lakedämonischen Traditionen und Verbindungen. Das glauben die Athener mit Blick auf ihr Prestige in der ägäischen Inselwelt nicht akzeptieren zu können und bestehen auf physischer Fortexistenz als äußerster Konzession. Was die Melier dagegen geltend machen ist pures Wunschdenken.¹⁷ All das hat mit athenischem Beutemachen, wie Taureck annimmt, nichts zu tun, und wenn beide Seiten von Gerechtigkeit sprechen, so ist das nicht mehr als eine semantische Spielmarke. Da Gerechtigkeit für beide Seiten unterschiedliches bedeutet, lässt sich darüber keine Einigung herstellen. Paradigmatisch hat Thukydides hier eine der häufigsten Ursachen scheiternder Friedensverhandlungen dargestellt. – Es sind im Übrigen die Melier, die den Preis des Missverständnisses zu zahlen haben.

2. Die Zügelung und Regulation des Krieges durch die Kunst der Trennung von Kriegstypen

Am Beispiel von Platons *Nomoi* behandelt Taureck den Unterschied zwischen Bürgerkrieg und Staatenkrieg, innergesellschaftlichen und zwischenstaatlichen Gewalthandlungen, und er folgt dabei Platons Sichtweise, der innergesellschaftlicher Gewalt, die er als *stasis* bezeichnet, die Qualifizierung als Krieg (*polemos*) verweigert hat.¹⁸ Ein weiteres Mal spielt hier die Semantik eine ausschlaggebende Rolle, und abermals verführt sie Taureck dazu, ein entscheidendes Problem bei der Thematisierung von Krieg zu übersehen: die Separierung von Staatenkrieg und Bürgerkrieg als die vermutlich wichtigste Voraussetzung für die Regulation

17 Ich folge hier der von Karl-Heinz Volkmann-Schluck (*Politische Philosophie*, Frankfurt/M. 1974, S. 39–55) vorgeschlagenen Lesart des Melierdialogs.

18 Hier muss offenbleiben, ob Platon den Krieg zwischen griechischen *poleis* nun als *polemos* oder als *stasis* gefasst hat. Wäre letzteres der Fall, würde er nur dem gewaltsam ausgetragenen „Kampf der Kulturen“ Kriegscharakter zubilligen. Dazu allgemein Giorgio Agamben, *Stasis. Der Bürgerkrieg als politisches Paradigma*, Frankfurt/M. 2016, S. 9–36.

der Kriegsgewalt und damit für die Zügelung, wenn nicht Fesselung des Krieges. Der Peloponnesische Krieg etwa war beides zugleich: ein Staatenkrieg zwischen dem athenischen und dem spartanischen Machtblock, in dem es um die Hegemonie in Griechenland ging, und zugleich eine innergesellschaftliche Auseinandersetzung, bei der die aristokratische und die demokratische Partei in den Städten um die Oberherrschaft kämpften, wobei dieser Kampf durch ihre jeweiligen Anlehnungsmächte, Sparta bzw. Athen, unterstützt wurde. Die wiederum mischten sich in die inneren Konflikte ein, weil der Sieg der von ihnen jeweils unterstützten Partei die Zahl ihrer Verbündeten vergrößerte. Dementsprechend wurde der Peloponnesische Krieg sowohl in Schlachten zwischen feindlichen Heeren als auch in Massakern in den Städten ausgetragen, bei denen die siegreiche Partei die Anhänger der unterlegenen Partei auslöschte.

Dieses Zusammenfließen von Staatenkrieg und Bürgerkrieg verlieh dem Krieg seine lange Dauer sowie seine Gewaltintensität und sorgte dafür, dass die zuvor geltenden – und auch beachteten – Regeln und Normen der Kriegsführung zunehmend außer Kraft gesetzt wurden. In Thukydides' Beschreibung geht diese Auflösung konventioneller Regelhaftigkeit des Kämpfens vom Bürgerkrieg aus, exemplarisch beschrieben an den Vorgängen in Kerkyra, wo die oligarchische und die demokratische Partei um die Oberhoheit rangen,¹⁹ um dann sehr bald auf den Kampf der Heeresaufgebote im Krieg der Städte überzugreifen. Üblicherweise wird das in der „Pathologie des Krieges“ gezogene Resümee des Thukydides – „Der Krieg aber, der die Annehmlichkeiten des täglichen Lebens raubt, ist ein harter Lehrmeister und gleicht die Leidenschaften der Menge den Gegebenheiten des Augenblicks an“²⁰ – als Aussage über den Krieg generell angesehen, was Taurecks Sicht entgegen käme, aber die sorgfältige Lektüre des Kontexts dieser Passage zeigt, dass Thukydides damit den entfesselten Krieg meint, in dem die „Zwietracht in allen Städten“ mit dem Kampf zwischen den Städten zusammenkommt und der Krieg infolge der Vielzahl und Vielfalt der an ihm Beteiligten zu einem lange dauernden Krieg geworden ist.²¹ Es ist die Beobachtung radikaler Deregulierung des Kampfes, die Thukydides veranlasst, den Peloponnesischen Krieg als „Krieg aller Kriege“ zu beschreiben. Das kommt dem nahe, was Clause-

19 Thukydides, *Der Peloponnesische Krieg* (III, 70–81), S. 246–252.

20 Ebd. (III, 82 2), S. 253.

21 Ebd. (III, 82–84), S. 253–256.

witz später als den „absoluten Krieg“ bezeichnet hat²² – eine Denkfigur, die dazu dient, beschreiben zu können, wie sehr der reale Krieg unterhalb der Denkmöglichkeit des absoluten Krieges bleibt oder auch wie nahe er ihm gekommen ist.

Der historische Rückblick zeigt eine Reihe von Kriegen, in denen die Erosion der Regeln (des Kriegsrechts) und das ineinanderfließen diverser Kriegstypen zu einer Entfesselung der Gewalt geführt haben, die den Krieg tatsächlich in die Nähe des von Clausewitz so bezeichneten „absoluten Krieges“ gebracht haben: Neben dem Peloponnesischen Krieg sind der Dreißigjährige Krieg, die napoleonischen Kriege im Gefolge der Französischen Revolution sowie der Erste und der Zweite Weltkrieg als Beispiele zu nennen. All dies sind Kriege, in denen es, teilweise infolge struktureller Rahmenbedingungen, teilweise durch die Eskalationsentscheidungen einer Seite (zumeist handelte es sich dabei um die Seite, die, da von den aufbietbaren Kräften und den verfügbaren Ressourcen unterlegen, bei einem regelgebundene Kräftemessen den Krieg auf längere Sicht verlieren würde), zu einer Vermischung von Staatenkrieg und Bürgerkrieg, großem Krieg (der mit regulären Kräften geführt wurde) und kleinem Krieg (in dem irreguläre Kräfte eine zentrale Rolle spielen) sowie zur Auflösung der Unterscheidung zwischen Kombattanten und Nonkombattanten kam. Nach solchen Kriegen und unter dem Eindruck verselbständigerter Kriegsgewalt, deren eine an Zweck-Mittel- und Kosten-Nutzen-Relationen orientierte Politik nicht mehr Herr wurde, ist es immer wieder zu einer Neu-regulierung des Krieges gekommen, bei der die diversen Typen des Krieges wieder sorgfältig voneinander getrennt und die Regeln der Kriegsführung strenger als zuvor gefasst wurden. Mit anderen Worten: die Politik sucht des Krieges Herr zu werden, und ihn wieder in ein Instrument der Politik im Clausewitzschen Sinn zu verwandeln. Dass ihr das, jedenfalls in der Vergangenheit, immer nur für einige Jahrhunderte und nie ein für allemal gelungen ist, kann nicht als Bestätigung der wegwerfenden Behandlung der Clausewitz'schen Kriegstheorie bei Taureck begriffen werden. Aber sehen wir uns das hier summerisch Aufgeführte etwas genauer an.

Der Dreißigjährige Krieg begann als ein Konflikt um die Machtverteilung in Böhmen, war also von der Ausgangslage her ein auf Böhmen begrenzter innergesellschaftlicher Krieg. Da dieser Verfassungskonflikt aber

22 Carl von Clausewitz, *Vom Kriege*, hrsg. von Werner Hahlweg, Bonn 1980, S. 191–195.

von Anfang an durch den ganz Europa spaltenden Konfessionskonflikt geprägt war, führten die konfessionellen Solidaritäts- und Spaltungslinien sehr schnell zur Internationalisierung des innergesellschaftlichen Konflikts. Diese Entwicklung wurde dadurch verstärkt, dass der von den Ständen abgesetzte böhmische König Ferdinand (ab 1619 Kaiser Ferdinand II.) auf Unterstützung durch ligistische Truppen angewiesen war, die er aber nur bekam, nachdem er dem Anführer der katholischen Liga, dem bayerischen Herzog Maximilian, Zusagen über Gebietserweiterungen zu lasten des Pfälzer Kurfürsten gemacht hatte. Dadurch wurde der Krieg – drittens – zu einem Staatenkrieg, in dem es um Grenzverschiebungen ging. Infolge der spanischen Hilfe für Ferdinand, die eine innerhalb des Hauses Habsburg war, wurde der Krieg – viertens – zum europäischen Hegemonialkrieg, in den Frankreich, zunächst verdeckt, später offen, eingriff, um sich aus der „Umklammerung“ durch das Haus Habsburg zu befreien.²³ Die Folge dieser Inversion unterschiedlicher Kriegsmotive und Kriegstypen war die lange Dauer dieses Krieges, die dazu führte, dass das Kriegsgeschehen von den Zeitgenossen als das Toben einer wilden Bestie beschrieben wurde, die keiner politischen Direktive mehr folgte.²⁴ Es bedurfte vierjähriger Verhandlungen, um diesen Krieg zu beenden. Aus dem Frieden von Münster und Osnabrück erwuchs die „Westfälische Ordnung“, die auf präzisen Trennlinien beruhte: solchen zwischen Krieg und Frieden, Staatenkrieg und Bürgerkrieg, großem Krieg und kleinem Krieg. Dabei wurden jene Typen der Kriegsführung präferiert, die regulierbar waren (Staatenkrieg und großer Krieg), verbunden mit der Direktive, dass innergesellschaftliche Kriege räumlich begrenzt und kleine Kriege nur in Verbindung mit großen Kriegen geführt werden sollten. Vorausgedacht worden sind diese Regelungen, die auf eine Zügelung der Kriegsgewalt hinausliefen, von dem Niederländer Hugo Grotius in seinem Buch *De jure belli ac pacis libri tres*.²⁵ Wie der Titel signalisiert, ging es um die Verrechtlichung des Krieges auf Grundlage eines politischen Regimes der Trennlinien.

In gewisser Hinsicht hat die Westfälische Ordnung bis ins 20. Jahrhundert, bis in die Zeit der beiden Weltkriege, Bestand gehabt – freilich unter-

23 Dazu ausführlich Herfried Münkler, *Der Dreißigjährige Krieg. Europäische Katastrophe, deutsches Trauma*, Berlin 2017, zusammenfassend S. 29–31.

24 Ebd., S. 635–644.

25 Hugo Grotius, *Vom Recht des Krieges und des Friedens*, lat.-dt. Ausgabe, Einleitung von Walter Schätzle, Tübingen 1950.

brochen durch die gut zwanzig Jahre der revolutionären und napoleonischen Kriege, in deren Verlauf die politischen Konturen West- und Mitteleuropas grundlegend verändert wurden, die politische Einheit und Geschlossenheit der Staaten durch die Entstehung prorevolutionärer bzw. pronapoleonischer Parteien aufgebrochen wurde und der kleine Krieg, zumindest in Spanien, zu einer eigenständigen Form der Kriegsführung avancierte, an der die nach dem Prinzip der Konzentration der Kräfte in Raum und Zeit, also an kurzen Kriegen und Entscheidungsschlachten, orientierten Generäle Napoleons verzweifelten. Der Kleinkrieg in Spanien wurde nach dem Prinzip einer Zerstreutung der Kräfte im Raum und der Ausdehnung des Widerstands in der Zeit geführt – mit der Folge, dass diese Art des Krieges eine Grausamkeit hervorbrachte, die an die schlimmsten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges erinnerte. Francisco Goya hat das in seinen *Desastres de la Guerra* im Detail festgehalten.²⁶ Ähnliches ereignete sich im Spätherbst/Winter 1812 beim Rückzug von Napoleons *Grande Armée* aus Russland. Auf dem Wiener Kongress wurde dann die Westfälische Ordnung in ihren Grundzügen wieder hergestellt, und wenn Dieter Langewiesche kürzlich das 19. Jahrhundert als eines der begrenzten und kurzen Kriege darstellen konnte (mit dem Krimkrieg als Ausnahme),²⁷ so hat das vor allem mit dem Regime der in Münster verabschiedeten und in Wien erneuerten Trennlinien und der Vermeidung nichtregulierbarer Kriegstypen zu tun.

Die Strategen aller Seiten (mit Ausnahme der Briten) hatten den im August 1914 in Europa begonnenen Krieg als schnellen, in einer Entscheidungsschlacht kulminierenden Waffengang geplant, nicht zuletzt um zu verhindern, dass der Krieg sich gegenüber der Politik verselbständigte. Aber das Scheitern aller Offensivpläne, keineswegs nur des deutschen Schlieffenplans, führte dazu, dass aus diesem Krieg der Erste Weltkrieg wurde, der spätestens seit 1916 nach den Grundsätzen der Ermattungsstrategie als Erschöpfungskrieg geführt wurde.²⁸ In einem solchen Krieg aber,

26 Francisco Goya, *Desastres de la Guerra*, Vorwort von K. Farner Zürich 1980; dazu Alexander Burkhardt, „... und werden zu wilden Tieren“ – Francisco Goya und die spanische Erhebung gegen Napoleon“, in: Herfried Münkler (Hg.), *Der Partisan. Theorie, Strategie, Gestalt*, Opladen 1990, S. 218–228.

27 Dieter Langewiesche, *Der gewaltsame Lehrer. Europas Kriege in der Moderne*, München 2019.

28 Vgl. hierzu Herfried Münkler, *Der Große Krieg. Die Welt von 1914–1918*, Berlin 2013; zu den strategischen Planungen der großen Mächte, S. 110ff., zum Erschöpfungskrieg ebd., S. 403ff. und 563ff.

das war sehr bald klar, würden die Mittelmächte, also Deutschland und Österreich-Ungarn mitsamt ihren Verbündeten Bulgarien und dem Osmanischen Reich, auf Dauer unterliegen, da sie nur begrenzten Zugriff auf die weltweiten Ressourcen hatten, wohingegen der Zugriff der Entente unbegrenzt war. Während man in Wien seit 1916 auf Friedensangebote setzte, die jedoch beim Gegner auf taube Ohr stießen, suchte die deutsche Seite bis zuletzt den Sieg auf dem Schlachtfeld, der durch eine Politik der „revolutionären Infektion“ unterstützt werden sollte.²⁹ Diese Politik lief auf die Anzettelung von Bürgerkriegen in den Ländern der Entente hinaus, beginnend bei der „islamischen Karte“, also der Ausrufung des Heiligen Krieges der Muslime durch den Mufti von Konstantinopel, sodann durch das Ausspielen der „nationalistischen Karte“, etwa in Unterstützung des irischen Osteraufstands von 1916, und schließlich im Einsatz der „sozial-revolutionären Karte“ beim Transfer Lenins von der Schweizer Grenze bis nach Saßnitz und dessen Ausstattung mit Geldmitteln, die zum Kampf gegen die russische Regierung und zum Ausscheiden Russlands aus dem Krieg führen sollten. Um den Staatenkrieg zu gewinnen, setzte die deutsche Seite auf die Entfesselung von Bürgerkriegen im Machtbereich ihrer Gegner. Weiterhin lösten die britische Handelsblockade gegen Deutschland, in Reaktion darauf der uneingeschränkte U-Bootkrieg der Deutschen gegen Großbritannien und auch die ersten Formen des Bombenkriegs gegen große Städte die Trennlinien zwischen Kombattanten und Nonkombattanten auf.³⁰ Je länger sich der Krieg hinzog, desto mehr waren die Kriegsparteien bereit, die Regulationssysteme, die sie bis kurz vor Kriegsausbruch zu verstärken versucht hatten,³¹ niederzureißen, um den Sieg zu erringen.

Die Reaktion der internationalen Gemeinschaft auf die Zerstörung der politischen Strukturen und der gesellschaftlichen Ordnung im Ersten Weltkrieg und in dessen Folge (im Osten Europas ging der Krieg als Bürgerkrieg in Russland sowie in Kriegen zwischen den neu entstandenen Staaten bis 1922/23 weiter³²) war die Erneuerung und Vertiefung der Trennli-

29 Ebd., S. 545ff.

30 Ebd., S. 581ff., 508ff. und 526ff.

31 Dazu ausführlich Jost Dülffer, *Regeln gegen den Krieg? Die Haager Friedenskonferenzen von 1899 und 1907 in der internationalen Politik*, Frankfurt/M., Berlin, Wien 1978.

32 Dazu Robert Gerwarth, *Die Besiegten. Das blutige Erbe des Ersten Weltkriegs*, München 2017, und Włodzimierz Borodziej, Maciej Górný, *Der vergessene Weltkrieg*, Bd. 2: *Nationen 1917–1923*, Darmstadt 2018.

nien, die festlegten, was in einem Krieg rechtlich zulässig war und was nicht. Jetzt kam auch eine scharfe Unterscheidung zwischen Angriffs- und Verteidigungskrieg hinzu, die in gewisser Hinsicht darauf abzielte, den Krieg als Mittel der Politik zum Verschwinden zu bringen, denn wenn keiner mehr angreifen durfte, musste sich auch keiner mehr verteidigen, und so sollte auf Grundlage des Systems der Trennlinien die von US-Präsident Wilson ausgegebene Formel für den Kriegseintritt der USA – „a war to end all wars“ – politische Realität werden. Das ist bekanntlich nicht gelungen; die Pariser Friedensordnung ist nach nicht einmal zwei Jahrzehnten prekären Bestands zerbrochen. Das hatte vor allem zwei Gründe: zum einen haben die Siegermächte des Ersten Weltkriegs es in Paris nicht geschafft (man hatte es freilich auch nicht ernsthaft versucht), alle größeren Mächte in Europa am Erhalt dieser Ordnung zu interessieren: Italien, wie wohl Siegermacht des Ersten Weltkriegs und in Paris am Verhandlungstisch, fühlte sich benachteiligt und übergangen; Deutschland hatte die von den Siegermächten festgelegten Friedensbedingungen in Versailles entgegennehmen müssen, so dass bald alle deutschen Parteien nach Chancen zur Revision suchten (die Parteien der Weimarer Koalition auf dem Verhandlungsweg, die der politischen Rechten durch militärische Gewalt); und Sowjetrussland hatte man nicht einmal nach Paris eingeladen. Und zum anderen fehlte der Pariser Friedensordnung ein „Hüter“, der bereit war, notfalls auch mit militärischen Mitteln dafür zu sorgen, dass die Ordnung respektiert und ihre Verbote beachtet wurden. Diese Wurzel des Kriegs ist bei Taureck nicht zu finden: die einer schlecht angelegten Friedensordnung, die bei relevanten Akteuren das Streben nach Revision mächtig werden lässt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, in dessen Verlauf das Niederreißen völkerrechtlicher Grenzziehungen und die systematischen Verletzung kriegsrechtlicher Regeln noch einmal intensiviert worden war, begnügte man sich nicht mit der Wiedererrichtung der vormaligen Grenzziehungen und Regelsysteme, sondern formulierte in der Satzung der Vereinten Nationen ein allgemeines Kriegsverbot, von dem es nur wenige, eng gefasste und zeitlich begrenzte Ausnahmen gab. Das verhinderte freilich nicht, dass auch nach 1945 zahlreiche Kriege geführt wurden, von denen die meisten als Bürgerkriege begannen und nur ganz selten in klassische zwischenstaatliche Kriege übergingen. In der Regel wurden sie als Stellvertreterkriege geführt, bei denen die jeweiligen Bürgerkriegsparteien von einem der großen Blöcke der nördlichen Hemisphäre, dem „Westen“ oder dem „Osten“, mit Geld, Waffen und Legitimität alimentiert wurden. Im Nor-

den, wo sich die beiden Blöcke wechselseitig als nukleare Geiseln genommen hatten, kam es zu keinem großen Krieg, was indes weniger an den rechtlichen Regelungen und den Vereinten Nationen als an dem Schrecken des einem solchen Krieg folgenden nuklearen Winters gelegen haben dürfte. Der nämlich hätte sichergestellt, dass in einem solchen Krieg weder Beute zu machen noch Ruhm und Ehre zu gewinnen waren.

Man kann das System der atomaren Abschreckung bzw. nuklearen Geiselnahme, das auch nach Ende der Ost-West-Konfrontation fortbestand, freilich reduziert auf weniger als zehn Prozent der einstigen Potentiale, als eine den Clausewitz'schen Überlegungen zur *Kriegsführung* folgende Struktur der *Kriegsverhinderung* beschreiben. Voraussetzung für die weitgehende Dominanz von Clausewitz' Überlegungen in den Analysen des Kalten Krieges ist das Verschwinden der beiden anderen von Taureck aufgeführten Kriegsursachen: der Orientierung an Beute und Ruhm sowie des altrepublikanischen, von Taureck am Beispiel Hegels diskutierten Motivs, wonach zwischenstaatliche Kriege ein Verhinderungsmittel gegen den Sittenverfall eines Volkes und damit ein Bollwerk gegen den sonst drohenden Bürgerkrieg seien.³³ Das Bedeutungsloswerden des Bereicherungs-, Ruhmes- und Revitalisierungsmotivs macht den Weg dafür frei, dass allein das politische Kosten-Nutzen-Kalkül für die Entscheidung über Krieg und Frieden ausschlaggebend ist.

Nach dem Ende der napoleonischen Kriege und seit Wiederherstellung der Westfälischen Ordnung hat Clausewitz, der in seiner „*Bekenntnis-Denkschrift*“ von 1812 noch ganz dem Regenerationsmotiv angehangen

33 Hegel bildet den Endpunkt dieses republikanischen Konzepts, an dessen Anfang Sallusts Ätiologie der Catilinarischen Verschwörung steht. Sallust begreift darin die Drohung mit Krieg seitens mächtiger Feinde als ein Mittel, der Ausbreitung von Herrschaftsucht und Habsucht innerhalb des eigenen Staates gegenzusteuern; Sallust, *Werke*, lat.-dt. von Werner Eisenhut und Josef Lindauer, München und Zürich 1985, S. 6–23. Ideengeschichtlich ist also festzuhalten, dass der von Taureck ausgemachte zweite Kriegsgrund, den ich nicht unter die Überschrift „Notwendigkeit“, sondern „Regeneration“ stellen würde, gegen das Dominantwerden des ersten Kriegsgrunds, Beute und Ehre, gerichtet ist. Eine alternative Form, das Beutemotiv auszuschalten, ist im Übrigen die Idee des *Heiligen Krieges*, wie sie sich im Alten Testament findet: In einem von Gott angeordneten Krieg ist jede Form des Beutemachens verboten: alle erbeuteten Tiere und sämtliche Gefangenen, Männer, Frauen und Kinder, sind zu töten, so dass kein weltliches Motiv die religiöse Pflicht zur Ausrottung der Feinde kontaminiert. König Saul wurde abgesetzt, weil er gegen diesen Befehl Jahuwes verstoßen hatte. Das Beutemotiv, so die paradoxe Beobachtung, mindert also – gelegentlich – die Grausamkeit des Krieges.

hatte,³⁴ drei eskalierende und drei moderierende Faktoren der Kriegsführung einander gegenübergestellt, die umstandslos auf die Entscheidung über das Eröffnen oder Unterlassen eines Krieges anwendbar sind. Bilden die Wechselwirkung des Kampfes, die unsichere Antizipierbarkeit der gegnerischen Absichten und die Undurchschaubarkeit der gegnerischen Motive die Trias des Eskalatorischen, so stehen dem die Kenntnis des Gegners, der Faktor der Zeit und die Revidierbarkeit von Entscheidungen und Entwicklungen als moderierende Faktoren gegenüber,³⁵ und es ist die Aufgabe der verantwortlichen Politiker, darüber zu befinden, welchem dieser Faktoren er welches Gewicht beimisst. Es spricht vieles dafür, dass die Menschen der nördlichen Erdhemisphäre auch in Zukunft auf diese Kalkürl rationalität werden vertrauen müssen, also darauf, dass Kriege hier unendlich viel mehr kosten, als sie selbst im günstigsten Fall einbringen können, was heißt, dass diese Kalküle eine zuverlässiger Sicherung gegen den Beginn von symmetrischen Kriegen darstellen als alle anderen Überlegungen, eingeschlossen solche im Anschluss an Heraklit.

3. Eine globale Ordnung ohne Hüter und die unabsehbaren Risiken einer verbilligten Kriegsführung

Nach dem Ende der Ost-West-Konfrontation kam es im Gefolge der Vorstellung einer erdumspannenden, von Werten und Normen geprägten Ordnung und in Verbindung mit dem Projekt einer Verrechtlichung der Internationalen Beziehungen zu einer Renaissance der Theorie des gerechten Krieges, in der im Anschluss an antike und mittelalterliche Überlegungen zum gerechten Krieg (Cicero, Thomas von Aquin, Sepúlveda) die Voraussetzungen und Grenzen des Intervenierens mächtiger Akteure in die inneren Verhältnisse von Gesellschaften und darüber hinausgehend auch tendenzielle Verpflichtungen zu solchen Interventionen (*responsibility to pro-*

- 34 Carl von Clausewitz, „Bekenntnisdankschrift“; in: ders., *Schriften – Aufsätze – Studien – Briefe*, hrsg. von Werner Hahlweg, Göttingen 1966, S. 682–750; dazu Herfried Münkler „Instrumentelle und existenzielle Auffassung des Krieges bei Carl von Clausewitz“; in: ders., *Über den Krieg. Stationen der Kriegsgeschichte im Spiegel ihrer theoretischen Reflexion*, Weilerswist 2002, S. 91–115.
- 35 Carl von Clausewitz, *Vom Kriege*, S. 191–197; dazu insgesamt Herfried Münkler, „Carl von Clausewitz“; in: Iring Fettscher, Herfried Münkler (Hg.), *Pipers Handbuch der politischen Ideen*, München 1986, S. 92–103.

tect) formuliert wurden.³⁶ Diese Überlegungen waren an die Voraussetzung gebunden, dass es Staaten gäbe, die bereit waren, die Aufgaben eines Polizisten zu übernehmen, und die dabei in der Lage waren, Massaker an der Zivilbevölkerung zu verhindern und lange währende Kriege zu beenden. Voraussetzung dessen war, dass sie keine eigenen Interessen an den Verhältnissen im Interventionsgebiet hatten, weder ökonomische noch geopolitische, sondern allein die Lebensverhältnisse der Menschen dort verbessern wollten. Konkret lief das darauf hinaus, dass sie selbstlos eingriffen, weswegen diese Interventionen von vornherein an die Voraussetzung kurzer Dauer und überschaubarer Kosten gebunden war. Als das jedoch immer häufiger nicht der Fall war, die Interventionsdauer sich hinzog, Pazifizierungserfolge ausblieben, das eingesetzte eigene Militär sich zur Eskalation der Gewalt gezwungen sah und die eigenen Verluste wuchsen, verschwand mit dem Konzept der Intervention auch die Idee des gerechten Krieges wieder aus der öffentlichen Diskussion. Inzwischen spielt sie so gut wie keine Rolle mehr – jedenfalls als rein humanitäre Intervention, bei der die Interventen keine eigenen Interessen haben. Auch das spricht dagegen, dass das liberale Modell einer „Ordnung mit Hüter“ in Zukunft noch eine Rolle spielen wird.

Es gibt also gute Gründe zu der Annahme, dass die Weltordnung im kommenden Jahrzehnt so umgebaut werden wird, dass sie ohne „Hüter“ auskommen kann. Dementsprechend werden reiche und mächtige Akteure ihre Wohlstandsräume konsolidieren und darauf bedacht sein, dass keine fremden Mächte in sie eindringen und dort ihrem Willen Geltung verschaffen. Ein solches Eindringen ist früher mit militärischen Mitteln oder als politische Drohung unter Verweis auf militärische Fähigkeiten erfolgt, aber derlei dürfte im 21. Jahrhundert zwischen den großen Akteuren keine Rolle mehr spielen. Dafür sind die Risiken einer unkontrollierbaren Eskalation viel zu groß. Obendrein muss man diese Risiken auch nicht eingehen, weil neue Formen der Verwundbarkeit entstanden sind, die im Spiel der großen Mächte die zentrale Rolle spielen werden: die Vulnerabilität der Kommunikations- und Steuerungssysteme, die zum Angriffsfeld gegnerischer Akteure werden dürften. Wir haben es inzwischen mit einem neuen Typ der Kriegsführung zu tun, der weder letal ist noch auf kinetischer Energie beruht und bei dem weder Beute zu machen noch Ruhm zu erlangen ist (Letzteres nicht zuletzt deswegen, weil die Operationen im

36 Dazu Georg Kreis (Hg.), *Der „gerechte Krieg“. Zur Geschichte einer aktuellen Denkfigur*, Basel 2006.

Verborgenen stattfinden) und von dem obendrein auch keinerlei gesellschaftlich revitalisierende Effekte zu erwarten sind. Es geht in diesem Typ von Krieg allein und ausschließlich um die Fähigkeit, den eigenen Willen gegen den anderer zur Geltung zu bringen bzw. die Fähigkeit anderer, einen Willen zu haben und zur Geltung zu bringen, zu begrenzen.³⁷ Taurucks Überlegungen sind für diese Art von Kriegsführung bedeutungslos bzw. gehen an den mit ihnen verbundenen politischen Problemen und ethischen Herausforderungen vorbei.

Das Gesagte bedeutet indes nicht, dass die Kriege der Zukunft allesamt nichtletalster Art sein werden. An der Peripherie der Wohlstandszonen hat sich nämlich eine neue Form von Kriegsführung entwickelt, die durch eine verbilligte Herstellung von Kriegsführungsfähigkeit sowie eine nachhaltige Auflösung der Trennlinie zwischen Krieg und Frieden gekennzeichnet ist. Für diese Kriege hat sich die Bezeichnung „neue Kriege“ durchgesetzt.³⁸ Sie werden zu einem erheblichen Teil von Gruppen geführt, für die der Krieg zur Lebensform geworden ist und die, so paradox das auf den ersten Blick klingen mag, vom Krieg leben. Es kann sich dabei um *Warlordships* handeln, bei denen sich viele junge Leute eines im Bürgerkrieg versunkenen Landes einem Kriegsunternehmer anschließen, weil ihnen das die Möglichkeit eröffnet, sich mit Gewalt das für den Lebensunterhalt Notwendige zu besorgen. Dabei kann es sich aber auch um Milizen handeln, die den Rückweg in eine friedliche Gesellschaft nicht gefunden haben bzw. deren Angehörige fürchten, in einer Friedensökonomie marginalisiert zu werden. Daneben gibt es die *Private Military Companies*, die Abenteurer und Arbeitsuchende aus aller Welt einsammeln und die daraus geformten Verbände an Nachfragende vermieten. Das ist die hochkapitalistische Variante des Söldnertums. Daneben gibt es schließlich noch Volksgruppen oder Männerbünde, die sich infolge ihrer Lebensweise nicht in eine Friedenswirtschaft eingliedern lassen und sich deswegen Politikern, die sie gebrauchen können, gerne zur Verfügung stellen. Nennen wir sie abkürzend „Kosaken“. Die Aussicht auf Gelderwerb, auf Beute und auf Ehre spielt bei diesen drei Typen des neuen Söldnertums in unterschiedlicher Mi-

³⁷ Aus der Fülle der dazu inzwischen entstandenen Literatur sind zwei Titel zu nennen: Thomas Rid, *Mythos Cyberwar. Über digitale Spionage, Sabotage und andere Gefahren*, Hamburg 2018, sowie Constanze Kurz, Frank Rieger, *Cyberwar. Die Gefahr aus dem Netz*, München 2018.

³⁸ Dazu Mary Kaldor, *Neue und alte Kriege. Organisierte Gewalt im Zeitalter der Globalisierung*, Frankfurt am Main 2000; Herfried Münkler, *Die neuen Kriege*, Reinbek 2002.

schung und Ausprägung eine zentrale Rolle. Es ist jedoch nur schwer vorstellbar, dass man diesen Gruppen mit dem Hinweis auf ein Scheitern am Ende des Wegs beikommen kann. Vieles spricht dafür, dass sich solche Gruppen vor allem mit Geld und Bestechungen, aber nicht mit Argumenten beeinflussen lassen. Auch für sie bleiben Taurecks Überlegungen bedeutungslos.

